

Klaus Müller / Knut Hüller
Der Dialog
Über Sinn und Unsinn der Politischen Ökonomie

Klaus Müller / Knut Hüller

Der Dialog

Über Sinn und Unsinn der Politischen Ökonomie

 **Mangroven**
ERLAG

© Mangroven Verlag Kassel 2023

Erste Auflage

Klaus Müller und Knut Hüller: Der Dialog

Redaktion: Konrad Lotter

Druck: CPI buchbücher.de GmbH

Umschlag: Niki Bong

Titelbild: Serge Korkin/Shutterstock

www.mangroven-verlag.de

info@mangroven-verlag.de

ISBN: 978-3-946-94635-9

Inhalt

- I. **Über die „Abwege“** (*Klaus Müller*) | 7

- II. **Auf (ausgetretenen) Abwegen – Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller** (*Knut Hüller*) | 25
 - 1. Als kritischer Tiger gesprungen | 25
 - 2. Als zahmer Modellvorleger gelandet | 27
 - 3. Marx, wie er niemals liebte und lebte | 30
 - 4. Mehrwert ist Naturgesetz – aber Ausbeutung ist vermeidbar | 33
 - 5. Das mysteriöse Geld – was es (nicht) ‚ist‘ | 41
 - 6. Das mysteriöse Geld – was es (nicht) ‚tut‘ | 48
 - 7. Schlussbemerkung | 57

- III. **Zu Knut Hüller, „Auf (ausgetretenen) Abwegen. Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller – Eine Replik“** (*Klaus Müller*) | 59
 - 1. Absichten | 59
 - 2. Modell und Gesetz | 62
 - 3. Ominöse Gleichgewichte | 64
 - 4. Produktion und Zirkulation | 66
 - 5. Einfache und kapitalistische Warenproduktion | 67
 - 6. Mehrwert und Ausbeutung | 68
 - 7. Der „gerechte“ Tausch | 70
 - 8. Wertformanalyse, Geld und Kapital | 72
 - 9. Quantitätstheorie des Geldes | 75
 - 10. Gold und Goldstandard | 76
 - 11. Schluss | 78

IV. Über Versuche, einen Wahn rational zu modellieren

(Knut Hüller) | 79

1. Warum dieser Text? | 79
2. Die Ware und die „Warenproduktion“ | 85
3. Der Zwang zum ‘Mehr’ ist schlimmer
als eine ordentliche Ausbeutung | 90
4. Modelle und Realitäten | 94
5. Ökonomische Pseudophysik | 98
6. Die Wertzahlen und der Wertfetisch | 107
7. Die wundersame Vermehrung des (Geld-)Kapitals | 115
8. Die Glaubenskrieger | 125
9. Schlussbemerkung | 132

V. Über Versuche, eine Wissenschaft durch eine andere zu ersetzen*

(Klaus Müller) | 135

1. Physikalistische Irrwege | 135
2. Kapitalismuskritik ohne Marx | 139

**VI. Zur Notwendigkeit, eine Pseudowissenschaft
durch NICHTS zu ersetzen *(Knut Hüller)* | 145**

**VII. Das Ende der Wirtschaftswissenschaft?
Nichts bringt Nichts *(Klaus Müller)* | 151**

I. Über die „Abwege“ (Klaus Müller)

Über mein Buch „Auf Abwegen. Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen“¹ hat Knut Hüller im Juli 2020 auf der „Exit-Website“ einen Totalverriß als Rezension veröffentlicht.² Auf eine Replik von mir³ im Herbst 2021 hat er ausführlich geantwortet.⁴ Beide Texte hat die Exit-Redaktion online gestellt, meine Erwiderung auf Hüllers Antwort nicht. Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion und des Autors Knut Hüller werden die Artikel hier nun vollständig publiziert in der Annahme, das Streitgespräch zwischen beiden Autoren, einem „Traditionsmarxisten“ und einem Protagonisten der „Exit-Gruppe“, könnte auf das Interesse eines größeren Leserkreises stoßen und andere anregen, sich an der Diskussion zu beteiligen und sie fortzusetzen. Das im Titel meines Buches enthaltene Wort „Kunst“ sollte, wie die meisten Leser sofort bemerkt haben, nicht bierernst genommen werden. Es ist ironisch gemeint, stellt darauf ab, dass Ökonomen manchmal die Wahrheit übersehen, obgleich sie offensichtlich ist. Ein Kunststück wie das des Fußballprofis, der drei Meter allein vor dem leeren Tor, den Ball über die Querlatte schießt.

- 1 Klaus Müller, *Auf Abwegen. Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen*, Köln 2019.
- 2 Knut Hüller, *Auf (ausgetretenen) Abwegen – Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller*, <https://www.exit-online.org/textanz1.php?table=aktuelles&index=57&posnr=738>, abgerufen am 17.12.2021.
- 3 Zu Knut Hüller, *„Auf (ausgetretenen) Abwegen. Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller“ – Eine Replik*, <https://exit-online.org/pdf/Replik%20K.%20H%C3%BCller.pdf>, abgerufen am 17.12.2021.
- 4 Knut Hüller, *Über Versuche, einen Wahn rational zu modellieren*, <https://exit-online.org/pdf/ReplikReplik3.pdf>, abgerufen am 17.12.2021.

Die Gesellschaft lebt und entwickelt sich durch Widersprüche. Sie sind Ursache Quelle und Triebkraft aller Bewegung und Änderung. Die Einheit und der Kampf der Gegensätze dominieren auch die Ökonomie. Kapitalisten – Arbeiter, Monopolkapitalisten – Nichtmonopolisten, Kapitalisten – einfache Warenproduzenten, Produzenten – Konsumenten, Verkäufer – Käufer, Gläubiger – Schuldner, Angebot – Nachfrage, Kontinuität – Diskontinuität, Gleichgewicht – Ungleichgewicht, Produktion – Verteilung –, das alles sind Gegensätze, die jeweils zusammengehören, eine Einheit bilden. Die Gegensätze existieren nicht unabhängig voneinander. Als Paare sind sie ein zusammengehöriges Ganzes, ihre Seiten bedingen sich, setzen sich voraus. Die eine kann nicht sein ohne die andere. Und doch bekämpfen sie sich, sind eine widersprüchliche Einheit. Streit und Konflikte sind das Bestimmende zwischen ihnen. Kapitalisten wollen, dass die Arbeiter möglichst lange arbeiten, wollen ihren Beschäftigten wenig Urlaub gewähren, sie mit niedrigen Löhnen und geringen Sozialleistungen abfinden. Arbeiter kämpfen um das Gegenteil. Ohne Arbeiter keine Kapitalisten und umgekehrt. Gläubiger möchten hohe, Schuldner niedrige Zinsen; Verkäufer hohe, Käufer niedrige Preise. Ohne Gläubiger keine Schuldner, ohne Verkäufer keine Käufer.

Ohne Produktion keine Konsumtion, ohne Konsumtion keine Produktion. Die ökonomische Wissenschaft ist parteilich, ob bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt. Die bürgerliche Ökonomie interpretiert unter dem Deckmantel der „Wertneutralität“ ihren Gegenstand unternehmerfreundlich, die marxistische Ökonomik dagegen bekennt sich offen zum Standpunkt der abhängig Arbeitenden. Die aus der widersprüchlichen Beschaffenheit der ökonomischen wie auch der gesellschaftlichen Realität insgesamt erwachsenen Interessenkonflikte sind die Grundlage dafür, dass es keine homogene ökonomische Lehre geben kann. Die Ökonomik zerfällt in marxistische, linke und bürgerliche, kapitalismushörige Teile, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Das alles ist kaum umstritten und sollte in den „Abwegen“ nicht ein weiteres Mal begründet werden. Es ging mir um etwas anderes, das, so mein Eindruck, bislang wenig beachtet wurde. Der „Interessenstandpunkt“ kann nicht erklären, weshalb die bürgerliche Ökonomik tief gespalten und zerstritten ist, obgleich ihr Klassenauftrag sie eint. Nur ein Beispiel: In der bürgerlichen Geldtheorie sind vier Auffassungen über die Geldpolitik mit unterschiedlichem Gewicht zu finden, denen sich auch linke Ökonomen teilweise anschließen:

- Die Zentralbank könne die Geldmenge, nicht aber den Marktzins steuern. Das ist im Wesentlichen die neoliberale-neomonetaristische Meinung friedmanscher⁵ Prägung.
- Die Zentralbank könne den Zins, nicht aber die Geldmenge steuern. Diese Auffassung wird von Ökonomen geäußert, die sich zur keynesschen⁶ Tradition im ökonomischen Denken bekennen bzw. eine gewisse Affinität zu dieser nicht bestreiten.
- Die Zentralbank könne sowohl die Geldmenge als auch den Zins exakt kontrollieren. Sie könne zwar beide Kategorien nicht unabhängig voneinander gleichzeitig steuern, wohl aber wahlweise sich für eine Stabilisierung des Zinsniveaus oder für die der Geldmenge entscheiden.⁷
- Die Zentralbank könne weder die umlaufende Geldmenge noch den Marktzins nach Belieben steuern und verändern, wobei eine gewisse Einflussmöglichkeit dabei nicht grundsätzlich verneint wird.

Die widersprüchliche, teilweise völlig gegensätzliche Deutung ein- und derselben empirischen Realität ist ein generelles Problem der theoretischen Ökonomie und wirft über den konkreten Sachverhalt hinaus grundsätzliche Fragen auf. Sie hängen zusammen mit den Grundfunktionen der bürgerlichen politischen Ökonomie, der ideologisch-apologetischen und der wirtschaftspolitisch-praktischen Funktion.⁸ Beide Funktionen schließen sich aus, bedingen sich aber auch. Die ideologische Funktion – die Rechtfertigung des Kapitalismus – steht im Widerspruch zur wirtschaftspolitischen Funktion, zum Ergreifen notwendiger wirtschaftspolitischer Maßnahmen. Doch kann die bürgerliche Ökonomie schon lange nicht mehr ihre ideologisch-apologetische Funktion allein dadurch wahrnehmen, dass sie Krisenzustände einfach leugnet, verharmlost oder ignoriert. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, sie zur Kenntnis zu nehmen, systemneutral zu deuten und systemneutrale Überwindungschancen glaubhaft

5 Milton Friedman, US-amerikanischer Ökonom und Nobelpreisträger (1912-2006), lehrte an der Universität Chicago und gilt als Haupt der sog. Monetaristischen Schule der Wirtschaftstheorie.

6 John Maynard Keynes, britischer Ökonom, 1883-1946.

7 So behauptete z. B. der Amerikaner William Poole, dass die Zentralbank zwischen der Geldmenge oder dem Zins als Zwischenzielgröße wählen könne. Vgl. Helmut Wagner, Stabilitätspolitik, Verlag München, Wien 2001, S.200.

8 Vgl. Klaus Müller, Zu den Grundfunktionen der bürgerlichen politischen Ökonomie, Wirtschaftswissenschaft 32. Jahrgang, Heft 5/1984, S.692-711.

zu machen. Die ideologisch-apologetische Funktion bildet eine untrennbare, wenn auch widersprüchliche Einheit mit der wirtschaftspraktischen Funktion. Die gegenseitige Bedingtheit erfordert, dass die Erklärung und Rechtfertigung eines wirtschaftlichen Sachverhalts zugleich wirtschaftspolitische Anknüpfungspunkte zulassen muss, ohne die Systemgrundlagen in Frage zu stellen. Umgekehrt kann die empfohlene Wirtschaftstherapie ideologiebildend wirken, wenn sie den Schein der Machbarkeit, der Krisenbewältigung und der Systemstabilisierung erzeugt. Systemstabilisierendes Bewusstsein, Vertrauen in die Regierungspolitik, ideologische Anpassung sind erwünschte „Nebenwirkungen“ des Versuchs, die wirtschaftspolitische Funktion wahrzunehmen. Aus dem komplexen, widersprüchlichen Geflecht beider Funktionen, der Existenz unterschiedlicher Kapitalinteressen – die Kapitalistenklasse ist keine homogene Schicht – und der Variabilität ökonomischer Erscheinungen resultiert die Vielfalt bürgerlicher Widerspiegelungen der ökonomischen Realität. Man kann die Uneinigkeit, die Zerrissenheit als Krisensymptom deuten, muss aber auch den Vorteil sehen, den eine zerstrittene – positiv ausgedrückt, pluralistische – bürgerliche Ökonomie aufweist. Sie bietet in ihrer Gesamtheit ein vielfältiges Reservoir an theoretischen (Schein)Erklärungen für unentwegt wechselnde ökonomische und wirtschaftspolitische Zustände, aus dem sie entsprechend der jeweiligen Situation wahlweise schöpfen kann.

Die klassengebundenen Interessen und Konflikte erklären auch nicht die unterschiedlichen Interpretationen ökonomischer Fragen *innerhalb* der marxistischen politischen Ökonomie. Die große Vielfalt ökonomischer Theorien in beiden Lagern muss daher noch andere Ursachen haben. Mir ging es darum, beizutragen zur Beantwortung der Frage, woran es liegt, dass die theoretische Ökonomie, gleich welcher Couleur, ihren Gegenstand, die kapitalistische Produktionsweise, so ganz und gar unterschiedlich darstellt und begreift. Meine These: Klassengebundene Interessenkonflikte unbenommen, liegt die *Möglichkeit* der gegensätzlichen, widersprüchlichen Widerspiegelung des ökonomischen Gegenstandes *auch* in dessen Struktur, an der objektiven Widersprüchlichkeit des Untersuchungsgegenstandes. Bevor man den Kapitalismus fundamental kritisiert, muss man sich bemühen, zu verstehen, wie er funktioniert. Widerspiegelungen sind i.d.R. Ausschnitte, ihre Art und ihr Inhalt hängen auch ab vom Standpunkt des Betrachters. Sie sind relativ.

Die menschliche Gesellschaft ist das komplexeste System, das wir kennen. Rückkopplungen zwischen den Handelnden und den von ihnen beeinfluss-

ten Größen bestimmen ihre Dynamik. Die Wirtschaft ändert sich, weil Menschen handeln, hoffen und sich fürchten. „Solche Rückkopplungen sind in der Naturwissenschaft nicht bekannt.“⁹ Tatsächlich ist die Gesellschaft komplexer als die Natur, ihre Zustände mannigfaltiger und widersprüchlicher, Rückkopplungen häufiger. In den Naturwissenschaften lassen sich komplizierte Zusammenhänge mit einfachen Formeln ausdrücken und messen. So besagt das Ohmsche Gesetz, dass die elektrische Spannung U das Produkt aus der Stromstärke I und dem elektrischen Widerstand R ist: $U = I \cdot R$. Fast jeder kennt das von Albert Einstein 1905 im Rahmen der speziellen Relativitätstheorie entdeckte Naturgesetz $E = mc^2$, auch wenn er es nicht versteht. Die Energie ist das Produkt aus Masse E und der Lichtgeschwindigkeit im Quadrat. Aufgrund des hohen Werts der letzten können schon geringe Massen in hohe Energien umgewandelt werden. Die viel höhere Komplexität in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – nicht gleichzusetzen mit einem höheren Kompliziertheitsgrad – ergibt sich daraus, dass hier Menschen agieren. Sie sind selbst hochkomplexe Geschöpfe, denken und tun heute dies und morgen das. Allenfalls kann man ihr durchschnittliches (Normal)verhalten simulieren und modellieren. Vergleicht man das ökonomische Werk von Karl Marx mit anderen Schriften über die Wirtschaft, stellt man fest, dass keine von ihnen den weiten Horizont erreicht und an die Komplexität herankommt, die das marxsche Werk auszeichnet. Marxens Texte haben eine Komplexität, „gegen die Adam Smith' *Wohlstand der Nationen* ... oder Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft* ... geradezu einfach erscheinen.“¹⁰ In der Ökonomie muss eine Aussage nicht falsch sein, weil ihr Gegenteil stimmt. Wer in formallogischen Entgegensetzungen verharrt, nur ein Entweder – Oder kennt, versteht es nicht, die Widersprüche und die Relativität der Wirklichkeit zu denken. Das komplexe ökonomische System zeichnet sich durch folgende Merkmale aus¹¹:

- eine **Vielzahl von Variablen**, zahlreichen Komponenten und Proportionen auf unterschiedlichen Ebenen. Eine zu erklärende Größe wird durch mehrere Faktoren bestimmt, deren spezifische Einflusstärken unterschiedlich

9 Klaus Mainzer, Komplexität, Paderborn 2008, S.13.

10 Thomas Petersen, Malte Faber, Karl Marx und die Philosophie der Wirtschaft, Freiburg im Breisgau, München 2015, S.151.

11 Vgl. Klaus Müller, Auf Abwegen, a.a.O., S.65 – 71.

hoch und variabel sind. Sehr viele Ursachen bzw. Elemente sind an ökonomischen Erscheinungen beteiligt und begründen eine Streubreite von Möglichkeiten (Multikausalität). Die sich gegenseitig beeinflussenden Größen können sich abschwächen, aufheben und verstärken. Sie sind Elemente eines hierarchisch strukturierten Systems und selbst erklärungsbedürftig.

- Fast immer gibt es **Rückwirkungen** der zu erklärenden ökonomischen Größen auf ihre Determinanten. So ergibt sich ein diffuses Bild miteinander verschlungener Zusammenhänge und Wechselwirkungen, in denen Ursache und Wirkung keine starren Gegensätze sind, sondern beständig ihre Plätze tauschen, sich gegenseitig verstärken oder abschwächen können. Es gibt starke (dominante) und schwache (derivative) Wirkungsrichtungen. Die jeweilige Stärke der Einwirkung ist in der Regel unterschiedlich hoch. Unterschiedliche Kopplungsmuster und Freiheitsgrade der Agentien, historisch-logische Stringenz einerseits und Zufallsepisoden andererseits ermöglichen verschiedenste Zustände, alternative Abläufe, diverse Komponentenrelationen und mannigfaltige Ergebnisstrukturen.
- **Variabilität und Variantenreichtum** sind groß. So können sehr niedrige Zinsen die Investitionstätigkeit anregen, unter anderen Bedingungen dagegen völlig wirkungslos bleiben. Ein Hochpreisniveau ist sowohl mit einem Nachfrage- als auch mit einem Angebotsüberschuss vereinbar, folglich auch mit Nachfrage- und Angebotsdefiziten. Gleiches trifft für ein Niedrigpreisniveau zu. Kontinuierliche Veränderungen, endogene Prozesse und exogene Anpassungen an die Systemumgebung sind Ausdruck dafür, dass komplexe Systeme lernfähig, **dynamisch** sind, sich selbst organisieren und steuern können. Das ständige Auf und Ab der Wirtschaftsaktivität, die Zyklizität der volkswirtschaftlichen Produktion, diese „notwendige Periodizität der Zusammenbrüche“¹² zeigen, dass in zeitlichen Abständen Widersprüche und Disproportionen aufbrechen, die zeitgleich korrigiert werden. Die Funktion der zyklischen Krise besteht darin, aufgestaute strukturelle Verwerfungen, z. B. zwischen Angebot und Nachfrage nach Gütern, zu bereinigen und so den Fortgang der volkswirtschaftlichen Produktion zu ermöglichen.

12 Joseph Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmervergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, 9. Aufl., Berlin 1997, S.323.

- Die Volkswirtschaft ist ein komplexes, **nichtlineares** System. Bereits kleine Veränderungen einiger Elemente können zu großen Wirkungen bei anderen Elementen oder im globalen System führen. Die Ergebnisse des Zusammenwirkens der Elemente in dichten Kausalnetzen sind nicht eindeutig voraussehbar. Definitive Voraussagen über Wirkungen und Veränderungen sind nicht möglich. Bestenfalls unter Vorbehalt. Widersprüchliche, variable Verhaltensmuster charakterisieren ein labiles, chaotisches System. Der Ausgang der Änderungen ist **offen**. Je höher die Zahl der Elemente eines Systems, umso größer ist die Komplexität, umso vielgestaltiger können seine Ausprägungen sein und umso schwerer ist es, zuverlässige Voraussagen zu treffen.
- Eine Besonderheit komplexer Systeme ist die Emergenz¹³: Die Wirkungen und Merkmale eines Prozesses auf höherer Organisationsebene wie der Volkswirtschaft können nicht aufgrund von Merkmalen und Wirkungen auf niedrigeren Ebenen der Unternehmen und Haushalte vorausgesagt bzw. erklärt werden. Gesamtwirtschaftliche Phänomene kann man nicht aus einzelwirtschaftlicher Sicht allein und hinreichend genau erfassen. Auf übergeordneten Ebenen können sich Ordnungen bilden und Zustände entstehen, die nicht durch die Eigenschaften einzelner Elemente oder durch die Summe der Systemelemente erklärbar sind, sondern nur durch die spezifische Art ihrer Wechselwirkungen. Das Wechselspiel der Teile führt zu Systemeigenschaften, welche die Teile selbst nicht besitzen. So mag die Werbung für die Betriebe überlebensnotwendig sein, um im Konkurrenzkampf zu bestehen. Auf der Ebene der Volkswirtschaft erweist sie sich oft als sinn- und wirkungslos, als schädlich und verschwenderisch. „Der Schwachsinn des Ganzen setzt sich aus lauter gesundem Menschenverstand zusammen.“ (Adorno) Das Ganze kann man nicht auf die Summe seiner Teile reduzieren. „Die Welt ist ein reichhaltiges, vielgestaltiges, verwobenes Gefüge aus vielen Erklärungen und Erklärungsebenen, die integriert werden müssen, um zur Grundlage für effiziente Voraussagen und Handlungen zu werden.“¹⁴

13 Vgl. Klaus Müller, Auf Abwegen, a.a.O., S.108-117.

14 Sandra Mitchell, Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen, Frankfurt/M. 2008, S.30.

Die Komplexität des Ganzen erschließt sich nur relativ. Historizität und Allseitigkeit der Betrachtung begründen die Relativität der Aussagen über ein Objekt. Das Objekt kann seine innere und äußere Beschaffenheit im Laufe der Zeit ändern. Ein komplexes Ganzes wie die ökonomische Realität kann von vielen Punkten aus betrachtet werden, die unterschiedliche Sichten – Ansichten und Einsichten – gewähren. Der Beobachter kann das Haus von oben und unten sehen, kann Vorder-, Rück-, Drauf- und Seitenansichten zeichnen oder er kann Beschreibungen des Querschnitts anfertigen und damit Bilder des komplexen Ganzen bieten, die zwar komplementär sind, sich in ihrer Aussage aber wesentlich unterscheiden. Ähnlich hängt das Bild, das der Theoretiker von der ökonomischen Realität entwirft, davon ab, von welchem Standpunkt aus er sie beschaut. Die Angebots- und Nachfragebetrachtung scheidet die reduktionistische Ökonomik in eine nachfrageorientierte Theorie und Politik keynesianischer und in eine angebotsorientierte Theorie neoklassischer Provenienz. Die bedingte Geltung eines Bildes oder einer Aussage über die Wirklichkeit ist damit auch eine logische Konsequenz der Beziehungen zwischen dem Subjekt – dem Betrachter – und dem Objekt – dem Betrachtungsgegenstand. Diese sich aus der Subjekt-Objekt-Relation ergebende Bedingtheit von Aussagen hat nichts mit Subjektivismus zu tun. Im Gegenteil: Sie unterbindet ihn, indem sie bei der Bewertung von Aussagen über die Realität das Subjekt-Objekt-Bezugssystem einbezieht. Das Bewusstwerden der Bedingtheit kann helfen, unausgewogene, unangemessene, unfertige Urteile zu vermeiden oder sie als solche zu erkennen. Außerdem sind das Vorhandensein und die Anordnung der Punkte und Ebenen selbst objektiv, so dass die sich daraus dem Betrachter bietenden unterschiedlichen Sichten bzw. Perspektiven des Ganzen und seiner Zusammensetzung gleichfalls objektiv sein müssen. Das ist nicht zu verwechseln mit der Möglichkeit, dass Objektives in Abhängigkeit von der Beschaffenheit des Bewusstseins differenziert widergespiegelt werden kann. Es geht nicht um ein „Fürwahrhalten“, sondern um das subjektiv unabhängige „Wahrsein“. Die Relativität einer ökonomischen Kategorie oder eines ökonomischen Prozesses ergibt sich also nicht nur aus dem in der Erkenntnistheorie als Axiom geltenden Satz, dass die Kategorie oder der Prozess nur innerhalb eines objektiven allgemeinen oder speziellen Zusammenhangs existieren und wirken kann, und deshalb nur die Einordnung des Betrachtungsgegenstandes in die ihn enthaltene Gesamtheit eindeutige Aussagen ermöglicht. Sie ist auch eine Konsequenz aus der Exis-

tenz unterschiedlicher Bezugssysteme, die der Widerspiegelnde mit dem Widerzuspiegelnden bilden kann. Die Anerkennung der Relativität entzieht sich dem Vorwurf einer relativistischen Verbiegung des real Existierenden, wie sie für den Relativismus zutrifft, indem sie sich nicht auf sich selbst reduziert und die relative Wahrheit mit Wahrheit schlechthin gleichsetzt, sondern Teil der Dialektik zwischen Absolutem und Relativem bleibt. Der Relativismus, für den alles relativ ist und alles *nur* davon abhängt, von welchem Standpunkt es betrachtet wird, begeht den Fehler, die Objektivität des Betrachteten zu leugnen. Die Relativität der Widerspiegelung der objektiven Realität zu akzeptieren, bedeutet keineswegs jene idealistische Lehre anzuerkennen, nach der jegliche Erkenntnis relativ, ausschließlich in Bezug auf das erkennende Subjekt gültig sei. Der Unterschied zwischen dem Relativismus und dem Relativitätsgehalt der Dialektik ist fundamental. Der Relativismus kennt weder eine objektive noch eine allgemeingültige und absolute Wahrheit. Die Relativität zu betonen, heißt nicht, die absolute Wahrheit zu negieren oder sie als einen unerreichbaren Idealfall zu interpretieren. Relativität heißt Teil, aber eben nicht Ganzheit, heißt Unvollständigkeit. Mit ihr betonen wir die Teilerkenntnis als ein Element der totalen Erkenntnis, die Bedingtheit des Wahren als ein Bestandteil der absoluten Wahrheit. Die Wirkungs- und Variantenvielfalt ökonomischer Erscheinungen ist enorm. Sie ist die „materielle Grundlage“ für das zerfaserte Denken über sie. Die meisten Ökonomen versuchen *erstens* nicht, die ökonomische Welt zu begreifen, wie sie existiert: komplex und ganzheitlich, in unaufhörlicher, wechselseitiger Beeinflussung aller ihrer Elemente, deren Zusammenspiel eine ungeheure Vielfalt gegensätzlicher Erscheinungen entstehen, vergehen und wiederkommen lässt. Sie bevorzugen es, sich selbst zu täuschen. Sie neigen dazu, sich ihre Informationen so zu suchen und zu deuten, dass ihre Erwartungen und Interessen erfüllt werden. Sie versteifen sich auf simple Ursache-Wirkungsbeziehungen, nehmen Wechselbeziehungen zwischen den von ihnen betrachteten Kategorien nicht wahr, vertrauen blind Korrelationen, die per se gerade keine Kausalitäten belegen oder interpretieren Kausalitäten falsch. Ökonomen favorisieren spezifische Momente des Ganzen und ignorieren andere Fakten. Es scheint, als suchten sie die monokausale Weltformel.

Zwei Beispiele: A) Auch linke, marxistische Ökonomen warnen vor den angeblichen Gefahren einer Deflation. Sinkende Preise seien schlimmer als stabile und steigende Preise. Eine negative Abwärtsspirale aus sinkenden

Preisen, Kaufzurückhaltung und Investitionsstau würde die Wirtschaft in den Ruin treiben. Ein Schreckensbild: Konsumenten, die in Erwartung sinkender Preise nichts kaufen. Unternehmer, die in Erwartung ausbleibender Käufer nichts produzieren, nicht investieren und Arbeitskräfte entlassen. Deflation macht die Wirtschaft platt! Dass „Bürgerliche“ so reden, ist normal. Sie wollen, dass die Leute Angst bekommen vor Preissenkungen. Sie sollen sich lieber eine deftige Inflation wünschen – von der seit jeher die reichen Schuldner und Sachvermögensbesitzer auf Kosten der einfachen Bürger profitieren. Aber auch die „Memorandenökonom“ sind auf diese Linie eingeschwenkt. Sie verteidigen die niedrigen Zinsen der Zentralbank. Mit dem Vorwurf, diese „enteigne die Sparerinnen und Sparer und belaste die private Kapitalvorsorge für das Alter, (werden) die positiven Folgen dieser vorausschauenden Geldpolitik schlichtweg ausgeblendet ... Diese Geldpolitik lässt sich mit dem Hinweis auf eine erfolgreiche Verhinderung einer Deflation bis hin zu einer tiefen Wirtschaftskrise rechtfertigen.“¹⁵ Dieses Urteil enthält eine erstaunliche Überschätzung der Geldpolitik, stellt die Kausalität auf den Kopf bzw. verwechselt dominante und derivative Wirkungen innerhalb einer Wechselbeziehung. Dabei ist das Argument von den angeblichen Gefahren einer Deflation genauso dünn, wie der Versuch, es mit der Weltwirtschaftskrise empirisch „beweisen“ zu wollen. In Überproduktionskrisen sinken Preise und Löhne, die Arbeitslosigkeit steigt. Betriebe machen massenweise Bankrott, die Produktion bricht ein. Wer dies sieht, muss es noch nicht verstanden haben. Auf die Kausalität kommt es an: Der Preisrückgang in der Krise war stets die *Wirkung* der Überproduktion und des Überangebots, nie deren Ursache. Niedrige Preise, wie sie sich gegen Ende einer Krise einstellen, könnten, wenn die Bedingungen dazu insgesamt reif sind, umgekehrt sogar helfen, die Wirtschaft wieder zu beleben, und Investitionen auslösen, die aus der Krise herausführen. Die geschürte Deflationsangst beruht auf einem rationalen Element: PKW-Fahrer, die glauben oder wissen, dass am Mittwochabend der Liter Super 1,89 kostet, werden nicht zwei Tage zuvor für 2,19 tanken. Es sei denn, der Tank ist am Montag leer und sie müssen am Dienstag fahren. Deflationstheoretiker machen den Fehler, das spekulative Element, das den Kaufentscheidungen innewohnt, zu

15 Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Kein Aufbruch – Wirtschaftspolitik auf alten Pfaden, Memorandum 2014, Köln, S.107.

verabsolutieren. Erstens aber können Menschen nicht aufhören zu konsumieren und ihren Konsum bis zum Sankt-Nimmerleinstag aufschieben. Und zweitens kaufen sie eher im gesicherten Wissen, dass die Ware heute billiger ist als sie gestern war. Die bereits eingetretene Preissenkung ist ein Anreiz, zu kaufen. Die unsichere Ahnung dagegen, dass der Preis in einiger Zeit noch niedriger sein könnte, wird den Kauf notwendiger Güter kaum aufhalten. Die Memo-Ökonomen begründen ihre Ängste vor Preissenkungen damit, dass dadurch die Gewinne der Unternehmen sinken würden und dies zu niedrigeren Löhnen und mehr Arbeitslosigkeit führen würde. Sie übernehmen damit die Auffassung aus den bürgerlichen Lehrbüchern, dass der Profit Gradmesser für Richtiges und Falsches in der Gesellschaft sein müsse, blenden andere denkbare Abläufe aus – wie steigende Gewinne bei sinkenden Stückgewinnen durch Mehrabsatz – und ignorieren die enormen Gewinnspannen vieler Produkte. Preiserhöhungen können sich negativ auf den Konsum der Verbraucher mit geringem Einkommen auswirken, mit allen weiteren hemmenden Wirkungen auf Produktion und Absatz.

B) Die bürgerliche Ökonomie, Wirtschaftsjournalisten und Politiker unisono: Nur hohe Zinsen der Notenbank könnten die Inflation brechen. Die Auffassung wird von vielen linken Autoren geteilt. Die gängige Zins-Preis-Hypothese – der Zins beeinflusse über die Geldmenge das Preisniveau negativ – ist sehr zweifelhaft. Hohe Zinsen = niedrige Preise und niedrige Zinsen = hohe Preise? Die Behauptung, Banken könnten durch hohe Zinsen Preisstabilität wahren oder zurückgewinnen, und sinkende Zinsen riefen umgekehrt ein hohes Preisniveau hervor, retteten so die Menschheit vor der bösen Deflation, verkennt entscheidende Determinanten der Preisbildung. Die herrschende Lehre aber hat sich darauf versteift: Steigende Zinsen bewirkten, dass die Kreditnachfrage zurückgeht, die Geldmenge sich verringere und weniger Geld im Umlauf die Preise sinken ließe. Folglich gehörten hohe Zinsen und niedrige Preise zusammen. Das kann manchmal sein und ist für eine „freie Konkurrenz“ zwischen ökonomisch etwa gleichstarken Unternehmen immerhin vorstellbar. Aber generell und allein in hohen Zinsen eine wirksame Waffe gegen die Inflation zu sehen, ist vor allem für monopolkapitalistische Verhältnisse borniert. Empirische Untersuchungen belegen schon seit Thomas Tooke, dass die langfristigen Kapitalmarktzinsen und das Preisniveau positiv miteinander verbunden sind. Der englische Nationalökonom A. H. Gibson hatte dies für England in der Zeit von 1820 bis 1920 nachgewiesen

und u.a. Wolfgang Filc später für die Bundesrepublik Deutschland bestätigt.¹⁶ John M. Keynes hielt die Gleichläufigkeit von Zins und Preisniveau für paradox.¹⁷ Er nannte sie „Gibson-Paradox“. Dabei existieren vernünftige Gründe, die zeigen, dass der Zusammenhang alles andere als paradox ist. Richtig sind zunächst zwei Aspekte: Zinsen beeinflussen unter sonst gleichen Umständen die Geld- und Kreditnachfrage negativ; Geldmengen und Preise korrelieren positiv. Worauf jeder ökonomische Laie käme, fiel dem Starökonom des 20. Jh. angeblich nicht ein: Zinsen sind für die Unternehmer Kosten und werden auf Preise übergewälzt. Auf Märkten, auf denen Monopole und Oligopole dank ihrer Marktmacht den Preiswettbewerb ad absurdum geführt haben, ist dies üblich. Preise und Preissteigerungen fallen mittel- und langfristig umso höher aus, je höher die Zinsen sind. Hohe Zinsen bedeuten hohe Preise und hohe Preise erfordern einen Anstieg der Geldmenge. Geldtheoretiker und Geldpolitiker tun unverdrossen so, als gäbe es diesen Zusammenhang nicht. Auch aus einem weiteren Grund ist ihre Meinung fraglich. So kann man beobachten, dass die Zahlungs- und Tilgungstermine umso kürzer werden, je stärker die Zinsen steigen, von denen man erhofft, dass sie die Geldmenge reduzieren und so die Inflation dämpfen. Man vereinbart kürzere Zahlungs- und Tilgungstermine, um der erwarteten Geldentwertung zuvorzukommen und später zu höheren Zinsen auszuleihen. Das bedeutet, dass die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes steigt. Und das heißt: Weniger Geld wird benötigt. Selbst wenn durch die Zinspolitik eine Verringerung der Geldmenge erreicht werden könnte, ist zu befürchten, dass der immerhin denkbare preisberuhigende Effekt nicht eintritt, weil die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes zunimmt. Die Zins-Preis-Kausalität ist ergänzungsbedürftig auch aus der Sicht der Transmissionsrichtung. Der Zins beeinflusst nicht nur die Nachfrage nach Geld oder nach Krediten, er reagiert auch auf Änderungen dieser Nachfrage. Im Aufschwung wird die steigende Nachfrage auf den Gütermärkten dazu führen, dass die Preise erhöht werden, wenn das Angebot nicht mithalten kann. Der Geld- und Fremdkapitalbedarf erhöht sich. Ein Zinsanstieg folgt. In rezessiven und depressiven Wirtschaftsphasen ist es umgekehrt: Die zurückgehende Nachfrage auf den Gütermärkten bewirkt bei gegebenem Angebot, dass Preise fallen oder das Tempo der Preissteigerungen zurückgeht.

16 Wolfgang Filc, *Theorie und Empirie des Kapitalmarktzinses*, Stuttgart 1992, S. 85ff.

17 John M. Keynes, *Vom Gelde*, Berlin 1983, 3. Aufl., S.458.

Der Fremdkapitalbedarf nimmt ab, die Zinsen sinken. Auch umgekehrt (Preis = Ursache, Zins = Wirkung) ist der Preis-Zins-Zusammenhang also positiv. Die zyklisch bedingten Zinsschwankungen als das gewollte Produkt bewusster Entscheidungen der Zentralbank zu deuten und als Anlass zu sehen, die Weisheit ihrer Direktoren zu rühmen – das Lob kommt zuweilen gar von linken Autoren –, ist erheiternd, weiß man, dass sich ohne Zutun der Zentralbank vollzieht, was als deren Erfolg gepriesen wird. Unklar ist ferner, ob die Banken ihre Kreditvergabe als Reaktion auf die Anhebung des Notenbankzinses einschränken und ausweiten, wenn der Notenbankzins gesenkt wurde. Und wenn, dann wird eine Zinserhöhung stärker und schneller weitergegeben als eine Senkung, dann werden die Sollzinsen eher erhöht oder später gesenkt als die Habenzinsen. Was geschieht, hängt von vielen Faktoren ab. Der Komplexität sind sich Geldtheoretiker durchaus bewusst: Eine Rolle spielen u.a. die Interessenkonstellationen zwischen der Zentralbank, den Geschäftsbanken und Unternehmen, die Stellung der Banken im Finanzsystem wie Bankenmacht, Interbankenwettbewerb und der Wettbewerb mit anderen Finanzintermediären, die Bankenstrukturen (z.B. das Verhältnis zwischen Klein- und Großbanken), Liquiditätsgrade, Regeln der Besicherung, Kreditsicherheiten, Kreditwürdigkeit, Risikosicherungspotenziale, die Art der Verbindung zwischen Banken und Bankkunden (z.B. Hausbankprinzip), das Verhältnis längerfristiger gegenüber kurzfristigen Finanzierungs- und Anlageformen, das Verhältnis zwischen Innen- und Außenfinanzierung, Informationsausstattung, Informationskosten, die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, Unternehmensgrößen ...¹⁸ Der sich bei den Unternehmen bildende Kreditbedarf ist auch für die Kreditvergabe entscheidend.

Neben dem mangelnden Gefühl für die Komplexität des Ganzen wie des Einzelnen und der diffusen Kausalitätsbestimmung existiert ein *zweiter* Grund für die Zerrissenheit des ökonomischen Denkens. Er war über ein Jahrhundert lang typisch für die Unterschiede im Herangehen der Ökonomen an ihren Gegenstand. Viele lassen sich blenden vom Offensichtlichen. Sie bleiben ausschließlich dem Wahrnehmbaren verhaftet. Sie halten tiefeschürfende Untersuchungen für entbehrlich. Sie verzichten auf die Suche des in den oberflächlichen Erscheinungen verborgenen Wesens und sind überzeugt, das Em-

18 Egon Görgens, Karlheinz Ruckriegel, Franz Seitz, Europäische Geldpolitik, 6. Aufl., München 2014, S.272 – 347.

pirische spreche für sich, sei Beweis genug. Dabei ist spätestens seit G. W. F. Hegel bekannt, dass die Unterscheidung zwischen der Erscheinung und dem Wesen des sinnlich Erfassbaren fundamental ist. Der Schein kann täuschen und das Wesen des Widerspiegelten verhüllen. Die alltägliche Erfahrung nimmt nur ihn wahr. Von ihrem Standpunkt aus aber ist wissenschaftliche Wahrheit oft paradox. Fast zwei Jahrtausende glaubten die Gelehrten, dass sich die Sonne um die Erde dreht, bis Kopernikus, Kepler und Newton zeigten, dass hinter dem falschen Schein die Erdbewegung steckt. In der Ökonomik wimmelt es von Paradoxien und Einfaltspinsel glauben, je paradoxer die Sache ist, desto weniger wahr wäre sie. Der Profit scheint dem Gesamtkapital zu entspringen, doch resultiert er aus dessen variablem Teil, mit dem die Arbeitskräfte entlohnt werden. Der Arbeiter scheint dem Kapitalisten seine Arbeit zu verkaufen und es sieht so aus, als sei der Lohn der Preis für diese Arbeit. Er verkauft aber seine Arbeitskraft und der Lohn ist der Geldausdruck des Wertes der Arbeitskraft. Ihn erhält er *unter der Voraussetzung*, dass er den *vollen* Arbeitstag arbeitet. Daher scheint es objektiv so, als ob er für die ganze und nicht für die kürzere Zeit entlohnt würde, in der er ein Äquivalent seines Tageswertes schafft.

Die Welt der Ökonomen ist eine komplexe Welt. Bei ihrer Erfassung sind Reduktionen unvermeidlich. Doch nicht die notwendigen selektiven Wahrnehmungen sind das Problem, nicht das Bemühen, das Einzelne zu verstehen, sondern im Verkürzten das Ganze, das Absolute zu sehen. Marx orientiert auf die Erfassung der Totalität.

Drittens resultiert der Streit unter den Ökonomen zum großen Teil aus der unterschiedlichen Deutung und Verwendung der Begriffe. Er mutet zuweilen an wie ein Kampf um die „Begriffshoheit“ und scheint über weite Strecken ein Problem der Sprache, der Wortklauberei oder der sprichwörtliche Streit um des Kaisers Bart zu sein. Begriffe sind die gedankliche Widerspiegelung der Dinge, ihrer Eigenschaften und Beziehungen. Sie und ihre Geschichte sind abgeleitet aus den Verhältnissen, die sie sprachlich ausdrücken. Meinungsverschiedenheiten unter Ökonomen resultieren zu einem großen Teil aus einer unterschiedlichen Verwendung der Begriffe. Deshalb ist es notwendig, an die Regeln zur Begriffsbestimmung zu erinnern, die bis auf Aristoteles zurückgehen. Begriffe sind angemessen, wenn ihre Definitionen weder zu eng noch zu weit sind, man sie widerspruchsfrei verknüpfen kann und wenn sie wesentliche Merkmale des Widerspiegelten erfassen. Zu eng ist die Definition,

wenn der Umfang des definierten Begriffs kleiner ist als der Umfang des zu definierenden Begriffs. „Geld ist Kapital“, ist eine zu enge Definition. Kapital betritt zwar in erster Instanz als Geld die Bühne, aber Geld ist nicht identisch mit Kapital, ist mehr als Kapital. Als allgemeines Äquivalent des Wertes der Waren ist es kein Kapital, ebenso nicht als monetäres Mittel zur Bezahlung der Konsumgüter. Geld ist nur dann zugleich Kapital, wenn es auftritt, sich zu mehren. Andererseits könnte man die Definition auch als zu weit auffassen. Zu weit ist die Definition, wenn sich der Umfang des definierten Begriffs als größer erweist als der des zu definierenden Begriffs. Der Kapitalbegriff schließt neben Geld(kapital) auch Sachkapital und Arbeitskräfte (variables Kapital) ein. Aus dem gleichen Grund wäre die Definition „Kapital ist Geld“ eine zu weite Definition. Zu weit ist die Definition, wenn der Umfang des definierten Begriffs (hier Geld) größer ist als der des zu definierenden Begriffs (hier Kapital). Kapital ist Geld in besonderer Funktion, ist sich verwertender Wert, „Mehrwert erzeugender Wert“. Geld und Kapital sind Kategorien, deren Begriffsumfänge teilweise übereinstimmen. Sie überschneiden sich, besitzen einige gemeinsame Merkmale. So gibt es Geld, das zugleich Kapital ist wie es auch Kapital gibt, das zugleich Geld ist. Das Beispiel zeigt, wie schwierig es sein kann, die Probleme auf den richtigen Begriff zu bringen. Tatsächlich liegt in dieser Schwierigkeit eine Ursache des offenbar endlos anhaltenden Streits.

Ein weiteres Beispiel: Ricardo definiert die Arbeitsmittel zu eng, die er mit dem fixen Kapital gleichsetzt. Marx nennt es „eine scholastische Bestimmung, die zu Widersprüchen und Konfusion“ führe. (MEW 24: 228) Arbeitsmittel sind nur dann Sachkapital, wenn die Produktion kapitalistisch ist und ihr Wert durch die konkrete Arbeit auf die Produkte übertragen wird. Wenn nicht, bleiben sie Arbeitsmittel, ohne fixes Kapital zu sein, wie der Faustkeil des Neandertalers, der Amboss des Dorfschmieds oder der Dreschflügel des Kleinbauern, der mit seiner Familie das Feld bestellt. Umgekehrt zu sagen, fixes Kapital seien die Arbeitsmittel, ist eine zu weite Definition, weil es, wie wir gerade sahen, Arbeitsmittel gibt, die kein Kapital sind. Platon hatte den Menschen ein „zweibeiniges Lebewesen ohne Federn“ genannt, woraufhin Diogenes einen Hahn rupfte, ihn in die Vorlesung mitbrachte und sprach: „Hier habt ihr den Menschen Platons“. Platon reagierte und engte die Definition ein: Der Mensch sei, so präziserte er, „ein zweibeiniges Lebewesen ohne Federn mit Krallen“ (=breiten Nägeln). Treffend wäre es gewesen, er hätte

gesagt, der Mensch ist ein zweibeiniges Lebewesen, das Bewusstsein hat und arbeitet. Angemessen ist die Begriffsbestimmung – die Definition –, wenn der zu definierende Begriff und der definierte Begriff den gleichen Umfang haben. In der Definition „Ein Quadrat ist ein Rechteck mit vier gleichen Seiten“ ist die Bedingung erfüllt: die Begriffsumfänge von *Quadrat*, dem zu Definierenden, zu Erklärenden und *Rechteck mit vier gleichen Seiten*, dem Definierten bzw. Erklärten, decken sich. Quadrate sind derartige Rechtecke und alle derartigen Rechtecke sind Quadrate. Die Begriffsbildung nutzt erkenntnistheoretisch die objektive Dialektik von Erscheinung und Wesen, von Einzelnem und Allgemeinem. Begriffe korrekt zu bilden und zu gebrauchen, hat so zwangsläufig mit der Fähigkeit zu tun, zu unterscheiden zwischen dem Wesen und der Erscheinung einer Sache. Und da hapert es bei vielen.

Noch ein anderes Beispiel: Das Geld ist in der marxischen politischen Ökonomie das allgemeine Äquivalent, in der alle Waren ihren Wert ausdrücken. Es ist historisch eine Ware – Geldware –, weil das Messmittel die Eigenschaft des zu Messenden, hier Wert, besitzen muss und nur eine Ware Wert besitzt. Das Geld, genauer die Geldform des Werts, ist das ungewollte Resultat über Jahrtausende hinweg bewusst vorgenommener Tauschhandlungen. „Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden. Die historische Ausweitung und Vertiefung des Austausches entwickelt den in der Warennatur schlummern den Gegensatz von Gebrauchswert und Wert. Das Bedürfnis, diesen Gegenstand für den Verkehr darzustellen, treibt zu einer selbständigen Form des Warenwerts und ruht und rastet nicht, bis sie endgültig erzielt ist durch die Verdopplung der Ware in Ware und Geld. In demselben Maße daher, worin sich die Verwandlung der Arbeitsprodukte in Waren, vollzieht sich die Verwandlung von Ware in Geld.“ (MEW 23: 101f) An anderer Stelle sagt Marx: „Die allmähliche Erweiterung des Tauschhandels, Vermehrung der Austausche und Vervielfältigung der in den Tauschhandel kommenden Waren, entwickelt daher die Ware als Tauschwert, drängt zur Geldbildung ...“ (MEW 13: 36) Das Geld ist die Ware, die den Wert aller Waren ausgedrückt. (MEW 23:79) Sie ist das allgemeine Äquivalent, ist Äquivalentware. Der Wert tritt in Form einer Geldware neben die „gewöhnliche“ Ware. (MEW 42: 63) Von dieser historisch-genetischen Bestimmung des Geldes distanzieren sich mittlerweile auch marxistische, ehemalige marxistische Ökonomen und solche, die

sich einbilden, es zu sein. Wer Geld als unabhängig vom Wert oder als eine dem Wert und damit der Warenproduktion vorgelagerte Kategorie versteht, wie u.a. einige Autoren der Neuen Marxlektüre, muss einen anderen Geldbegriff als Marx haben. Geld kann kein allgemeines Äquivalent für den Wert der Waren sein, wenn es weder Wert noch Ware gibt. Was dann? Geld sei ein Rang- und Statussymbol, sagen einige, diene dazu, Reichtum zur Schau zu stellen, die persönliche Einzigartigkeit zu dokumentieren und Macht zu demonstrieren. Geld sei daher am Anfang Hort- und Prunkgeld gewesen. Aber Reichtum zu symbolisieren ist keine ökonomische Aufgabe des Geldes, die primäre gewiss nicht, allenfalls eine Nebenwirkung, die für das Funktionieren der Warenproduktion von untergeordneter Bedeutung ist. Einige Autoren verweisen auf vermeintlich religiöse Ursprünge des Geldes. Die Ökonomik stehe keinem Fachgebiet so nah wie der Theologie. Man könne das erkennen an den baulichen Ähnlichkeiten zwischen Tempeln, Börsen und Banken, architektonischer Beweis für die sakrale Herkunft des Geldes. Geld sind die Dinge, die Menschen Göttern opferten, um von ihnen Beistand zu erhoffen. Opferrituale sind älter als der Tausch. Identifiziert man Geld mit Opfer, dann ist auch das „Geld“ älter als der Tausch. Wer Geld so definiert, kann es tun. Der ökonomischen Bedeutung des Geldes und seiner Bedeutung als ein Element der Warenproduktion kommt man so nicht auf die Spur.¹⁹ Wer bringt in der Warenproduktion ein Opfer? Geld ist oberflächlich betrachtet das, womit Waren bezahlt werden. Geld kann hier gerade kein Opfer sein – ein Verzicht –, weil es die Gegenleistung für die gekaufte Ware ist. Und dient Geld der Wertaufbewahrung, wo ist da das Opfer? Der Konsumverzicht könnte gemeint sein. Allgemein: Das Opfer = ein Verzicht auf alternative Verwendungen des Geldes? Und wem wird ein Opfer gebracht? Rationale Wahlhandlungen könnte man im weitesten Sinne mit Opfern in Verbindung bringen. Aber wenn schon Verzicht, dann sollte man nicht übersehen, dass es bei vernünftiger Überlegung ein Verzicht auf die zweitbeste der erwogenen Möglichkeiten ist. Da Sparen nicht per se gleichgesetzt werden kann mit einem „sich etwas am Munde absparen“, was es partiell durchaus sein kann, kann auch die Aufbewahrung des Geldes kein Opfer sein. Die „Opfertheorie“²⁰ des Geldes führt auf Abwege.

19 Vgl. dazu u.a. Klaus Müller, Antiökonomie – nichtökonomische Erklärungen des Geldes, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Heft 127 (September 2021), S.162-178.

Schließlich ist *viertens* zu beachten, dass auch Ökonomen Menschen sind. Und Menschen können irren. Und gestehen es selten (so gut wie nie) ein, selbst dann nicht, wenn man sie widerlegt hat. Vor Rechthaberei, Eitelkeiten, Empfindlichkeiten sind auch marxistische Ökonomen nicht gefeit. So ist es erstaunlich, dass nach unmissverständlichen Aussagen von Marx, mit der Wertformanalyse den historischen Prozess der Geldentstehung abbilden zu wollen²⁰, behauptet werden kann, „auf die Frage nach dem Wesen des Geldes vermag nur die logische Entwicklung eine Antwort zu geben, keineswegs die historische.“²¹ Wer die Wertformanalyse nur logisch liest, das in ihr enthaltene Historische leugnet, missversteht Marx, wie z. B. Backhaus, der von einer „Pseudodialektik zwischen Logischem und Historischen“ spricht.²² Für ihn ist das Historische nur Illustration, es sei überflüssig. Die letzte Fassung der Werttheorie in der zweiten Ausgabe des „Kapital“ sei ein irreführender Text.²³

Meinen Versuch, die Zerrissenheit und Vielgestaltigkeit der marxistischen und bürgerlichen ökonomischen Theorien zu begründen – das Hauptanliegen der „Abwege“ –, hat Knut Hüller als gescheitert bezeichnet. Es kam zu einer Diskussion, die im Folgenden vollständig wiedergegeben wird. Mir kam es so vor – Hüller möge es mir bitte nachsehen – als gehörte er zu jener Spezies der menschlichen Gattung, die vom erhabenen Standpunkt der Naturwissenschaften herabblickt auf die Ökonomik, und von sich überzeugt ist, mit wenigen physikalischen Lehrsätzen von der Art des Gesetzes vom freien Fall der Körper und Analogien aus der Physik die gesamten Probleme der theoretischen Ökonomie ganz nebenbei mit lösen zu können. Erst später begriff ich, dass die Exit-Gruppe, der er angehört, den Kapitalismus zu kritisieren vorgibt, indem sie sich von Marx' politischer Ökonomie verabschiedet hat.

20 Siehe MEW 23, S. 62, 76, 80, 101 – 104; MEW 13, S.36.

21 Hans-Georg Backhaus, *Dialektik der Wertform, Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik*, 3. Aufl., Freiburg, Wien 2018, S 261.

22 Ebd., S.243, 295.

23 Ebd., S.231.